
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 179. Bromberg, den 7. August 1931.

# Altaich

## Eine heitere Sommergeschichte. Von **Ludwig Thoma.**



### Erstes Kapitel.

Eine seit langer Zeit erhoffte Seitenbahn verband nun endlich den Markt Altaich mit der Welt, von der er lange genug abgeschieden gewesen war.

Man hat in Bayern für diese zahlreichen sich in einem Sacke totlaufenden Schienenwege die gemütliche Bezeichnung „Vizinalbahnen", und sie dienen in der Tat dazu, die Nachbarn näher zusammenzubringen.

Etliche Meilen Weges genügen bei einer seßhaften Bevölkerung zur völligen Trennung, und nur Geschäfte konnten einen Altaicher nach Piebing und einen Piebinger nach Altaich führen.

Wer nicht Händler oder Käufer war, blieb sitzen und begnügte sich mit der Gewißheit, daß es drüben, droben oder drunten ungefähr so aussah und doch nicht so schön war, wie daheim.

Nun aber, weil die Bahn ging, mochte viele die Neugierde verführen, sich in der Nachbarschaft umzuschauen und Entdeckungen zu machen.

Wohl hatte man in Piebing oft gehört, daß die Wirtschaft zur Post in Altaich ein stattliches Anwesen sei, aber so geräumig hatte man sich Haus und Stallung, die für sechzig Pferde langte, doch nicht gedacht.

Die Stallung war noch in der guten Zeit gebaut worden, wo ungezählte Frachtwagen auf der Heerstraße fuhren und den Hausknechten die Säcke von den Trinkgeldern wegstanden, wo frühmorgens um vier Uhr angezapft und der Kessel mit Voressen ans Feuer gerückt wurde.

Dann kamen die Eisenbahnen, und auf den Landstraßen wurde es leer. Keine Peitsche knallte mehr lustig, um Hausknecht und Vizi zu grüßen, und die Stallungen verödeten.

Unterm Berg in Altaich hießen die Anwesen zum Schmied, zum Wagner, zum Sattler.

Die Namen erinnerten daran, daß hier das Handwerk geblüht hatte, als die Fuhrleute noch die steile Straße mit Vorspann hinauffahren mußten und alle Daumen lang was zu richten hatten.

Ja, das war die gute Zeit gewesen, und eine schlechte war hinterdrein gekommen.

Vierzig Jahre lang war Altaich wie Dornröschen im Schlafe gelegen. Der jetzige Posthalter, Michel Blenninger, der Sohn vom alten Michel Blenninger, der noch im vollen gesessen war, mußte sein Geld genauer zusammenheben und seufzen, wenn er die langgestreckten Dächer flicken ließ, unter denen nicht mehr die Scharen von Gäulen ein Unterkommen fanden. Es konnte ihm das Gähnen ankommen, wenn er über den weiten Hof hinschaute, wo Fuhrmann, Hausknecht und Vizi ihr Wesen getrieben hatten, und der nun so verlassen dalag.

Es konnte ihm zumut sein wie seinem Tiras, der den Schweif einzog und die Ohren hängen ließ, wenn er in der prallen Mittagssonne über den Hof schlich.

Aber nun war ja die Vizinalbahn gebaut, und einsichtige Altaicher meinten, die alte Zeit oder ein Stück von ihr könne wiederkommen.

Der Posthalter war ungläubig.

„Papperlapapp!" sagte er. „Geht's mir weg mit der Bahn. Wer fahrt denn damit? D'Fretter. Dös san koane Wagelleut, de ausspanna, zehren, was sitzen lassen. Und überhaupts! Weil ma jetzt von Piebing herüber fahrn ko und von Altaich hinüber. Dös kunnt aa no was sei! Hörts ma'r auf!"

„Den Anschluß hamm mir, verstanden?" erwiderte ihm nicht selten der Kaufmann Karl Natterer junior, ein strebsamer, auf Fortschritt bedachter Mann. „Anschluß! Vastehst? Ma fahrt net bloß auf Piebing ummi; ma fahrt nach München, nach Augsburg, ma fahrt überall hi. Oder wenigsten, ma kann fahrn. Vastehst?"

„Papperlapapp! Is scho recht. Da wer'n jetzt glei d' Leut umanand surrn als wia d' Wespn. Und übrigens, dös is ja grad, was i sag! Daß d' Leut umanandfahrn und durchfahrn und nimma dableibn. Mir wern's ja derlebn, daß sogar de Altaicher am Sunntag umanandroas'n, statt daß s' da bleib'n, wos s' hing'hörn. Dös is ja dös Ganze!"

„Es muß sich reguliern," rief Natterer, der im Eifer ins Hochdeutsche geriet. „Laß die Sache sich reguliern! Zum Beispiel mit dem Verkehr ist es genau so, als wie zum Beispiel mit dem Wasser. Man muß es in Kanäle leit'n..."

„M—hm . . . daß 's schö wegrinna ko . . ."

„Nein, daß es an gewissen Plätzen zusammenströmt..."

„Und der Platz is wo anderst, und z' Altaich is da Kanal . . . net?"

„Warum denn? Das seh' ich gar nicht ein . . ."

„Papperlapapp! Siehgst, Natterer, für dös G'red kriagst d' jetzt gar nix. Aber scho gar nix. Laß di hoamgeig'n mit dein Kanal!"

Da gab der Kaufmann gewöhnlich den Streit auf, denn der Posthalter hatte eine Natur, die von selber gröber wurde, wenn sie einmal in die Richtung gedrängt war.

„Es is was Merkwürdiges", sagte dann Natterer junior daheim zu seiner Frau. „Dieser Blenninger kann auch net logisch denk'n. Aber woher kommt's? Weil diese Menschen ihrer Lebtag in Altaich hock'n, nicht hinauskommen, nicht die Welt sehen . . . et cetera . . ."

Fürs erste schien aber doch die Meinung Blenningers die richtige zu sein, denn etliche Handlungsreisende aus-

genommen, brachte die Vizinalbahn niemand in die aufgeschlossene Gegend, während die Möglichkeit des Ausfliegens von etlichen Leuten benutzt wurde.

Manchen trieben der leichte Sinn und die in stiller Abgeschiedenheit gedeihende Vorstellung von Abenteuern bis nach München, wo er gegen seine Absicht erkannte, daß die Wirklichkeit nie den Erwartungen entspricht, und daß ein fühlender Mensch nirgends einsamer ist als in einer großen Menge.

Aber diese Einsicht verrät keiner dem andern.

Jeder muß sie selber gewinnen, und deswegen trat nach dem Herrn Hilfslehrer der Herr Postadjunkt und nach dem Herrn Postadjunkten der Herr Kommis Freislederer die Fahrt in die Stadt der Enttäuschungen an.

Der Blenninger sah das Hin- und Hergereise und nickte grimmig dazu. Er hatte vorher gewußt, daß die Eisenbahn die Jugend von Solidität und Abendschoppen wegziehen werde. Aber auch wer nicht so vom Schicksal zum Mißtrauen erzogen war, konnte sich des Gefühls nicht erwehren, daß sogar dieses moderne Verkehrsmittel, die Eisenbahn, dazu diente, die Weltverlorenheit Altaichs recht anschaulich zu machen.

Wenn man die seltsam geformte Lokomotive vor zwei unansehnliche Wagen gespannt durch die Kornfelder dahinschleichen sah, fühlte man sich in Großvaterszeit zurückversetzt, und die Tatsache, daß man eine solche Maschine fauchen und keuchen hörte, gab einem die Gewißheit, daß man der Welt der Schnellzugslokomotiven, der Schlaf- und Speisewagen weit entrückt sei.

Altaich schien bestimmt zu sein, als Versteck für Raritäten und Überbleibsel dereinst das Entzücken eines Forschers erregen zu dürfen.

Allein die Tatkraft und das Genie seines rührigsten Bewohners, Karl Natterers juniors, bewahrten es vor diesem Schicksale.

Er, der in Landshut seine Lehrzeit verlebt und vier Jahre mit dem Musterkoffer ganz Süddeutschland bereist hatte, war ein Mann, der den Fortschritt verstand und im Auge behielt, und er war gesonnen, die Heimat zu fördern und zu heben.

Alle Welt im südlichen Bayern schien damals nur ein Mittel zu kennen, um dieses Ziel zu erreichen.

So wie man in früheren Zeiten von Handel und Wandel sprach oder glaubte, daß man mit einem Handwerk weiter komme als mit tausend Gulden, oder auch sagte, daß Arbeit Feuer aus Steinen gewänne, so schrieb man jetzt dem Fremdenverkehr allen Segen zu. Obwohl auch heute noch das Sprichwort gelten muß, daß das Jahr ein großes Maul und einen weiten Magen hat, bekannten sich doch gewichtige und kluge Männer zu dem Glauben, daß man in etlichen Wochen von der Erholung suchenden Menschheit soviel gewinnen könne, daß es für die andern vierzig Wochen lange.

Man entdeckte Schönheiten und Vorzüge der Heimat, um sie Fremden anzupreisen; man ließ die Berge höher, die Täler lieblicher, die Bäche klarer und die Lüfte reiner sein, um Leute anzulocken, die mehr Geld und solider erworbenes Geld zu haben schienen als die Bewohner der reizvollen Gegenden.

Da man wohl sah, daß sich die Fremdlinge von angestrengter Arbeit ausruhen wollten, ersparte man ihnen rücksichtsvoll den Anblick von Mühe und Fleiß, und an manchen Orten hatte es den Anschein, als lebte hier ein Volk, wie die Waldvögel bei Singen und Fröhlichkeit, nur von dem, was der Zufall bescherte. Ernsthafte Menschen ließen sich das neue Wesen gefallen, wenn sie Vorteile daraus zogen; wer aber auf schwachen Füßen stand, gab sich erst recht freudig den unsichern Hoffnungen hin, weil ihm die sicheren fehlten.

Herr Natterer baute also seine kleinen Luftschlösser neben die stolzen, die von den Herren Großstädtern schon vorher errichtet worden waren. Er ging eifrig daran, seinen Plan im Detail auszuarbeiten, wie er sagte, indem er nun gleich einen Fremdenverkehrsverein gründete. Bürgermeister Schwarzenbeck und Schneider Pilartz waren die ersten, die er als Mitglieder gewinnen konnte.

Härter war der Posthalter zu überreden.

Blenninger sagte, der Verein sei ein Schmarrn, und es sei ein Schmarrn, sich davon etwas zu hoffen.

Als der größte Wirt in Altaich durfte er freilich keinem andern den Vortritt lassen, und am Ende kostete es nicht viel Geld.

Deswegen ließ er sich gewinnen, aber nicht umstimmen.

„In Gottes Namen," sagte er, „daß die arme Seel' ihr Ruh' hat, tu' i halt bei dem Schmarrn mit."

Immerhin, der Verein war gegründet. Jetzt machte Natterer den kühnen Schritt in die Öffentlichkeit.

Er pries im Anzeigenteile großer Zeitungen die Vorzüge des Höhenluftkurortes Altaich an.

Dabei stellten sich ihm doch etliche Bedenken in den Weg, denn die Rücksicht auf den Geschmack des reisenden Publikums läßt sich nicht so ohne weiteres mit der Wahrheit vereinigen.

Der gewandte Kaufmann wußte, daß viele Leute die romantische Bergwelt suchen, und er kam nicht leichten Herzens um diese Wendung herum, aber die beträchtliche Entfernung Altaichs von jeder größeren Erhebung zwang ihn dazu.

Er bezeichnete seinen Heimatort mit etwas freier Anwendung des Begriffes als ein Schmuckkästchen im Voralpenlande, und er malte die Reize der Gegend mit Worten der höheren Bildung aus.

Er ließ Kinder der Flora die Wiesen schmücken und ozonreiche Waldparzellen mit Feldern abwechseln, er malte herrliche Gebirgskonturen in die Ferne und pries die magischen Mondnächte auf dem nahen Sassauer See.

Die Vils ließ er als sanften Fluß sich durch Terrainfalten schlängeln, und er versicherte ernsthaft, daß Jupiter Pluvius es mit Altaich gnädiger vorhabe als mit vielen berühmten Kurorten.

Aber damit gab er sich noch nicht zufrieden.

Er kannte den Wert der Wissenschaft und wußte, daß sie immer das Zweckdienliche findet, und so wandte er sich an den Apotheker von Piebing, Herrn Doktor Aloys Peichelmayer, mit der Bitte, ihm über den heilkräftigen Inhalt des Vilswassers ein Gutachten zu schreiben. Er setzte voraus, daß irgend etwas Chemisches und Vollklingendes darin sein müsse, und war es darin, so wollte er Lärm schlagen.

Man wird Natterer schon deswegen als Menschenkenner achten, weil er einen Pharmazeuten als Sachverständigen wählte, denn nur ein Mann, der tiefere Einblicke gewonnen hat, kann wissen, wie feurig ein Apotheker wird, wenn man ihn als wissenschaftliche Autorität gelten läßt.

Dr. Peichelmayer erfüllte alle Hoffnungen.

Er bestätigte, daß die Vils, aus Holzmooren oder Arboreten herkommend, Eisenocker, Eisenkarbonat und Eisenphosphat enthalte, und das war genau so viel würdevolle Sachlichkeit, als Natterer brauchte, um sein Lob der Altaicher Heilbäder aufzuputzen.

Er hatte Ruhm davon und der Blenninger Michel Unkosten, denn weil ihm die passenden Ufer gehörten, mußte er drei Badehütten errichten lassen. Sie fielen nicht sehr stattlich aus, aber eine Tafel wurde vor sie hingestellt mit der Inschrift: Moor-Heilbad Altaich.

Natterers vorwärts drängender Geist litt unter der Vorstellung, daß man vieles einer ruhigen Entwicklung überlassen müsse, aber an seinen beflügelten Willen hing sich als Schwergewicht die behäbige Ruhe des Posthalters.

Manche Idee, die Natterer köstlich vorkam, verlor allen Glanz, wenn Michel Blenninger mit seiner in Fett erstickenden Stimme fragte: „Was hast denn scho' wieder für an Schmarrn?"

Das konnte ihn verbittern und lähmen. Aber das Ärgste war, daß er sich durch seinen redlichen Eifer die Feindschaft eines untergeordneten Menschen zuzog.

Der Hausknecht Blenningers, der alte Postmartl, den man nie anders als mit einer schief aufgesetzten Ballonhaube gesehen hatte, sollte nach der Ansicht Natterers die Kurgäste am Bahnhofe erwarten und, wie das nun einmal Brauch und Sitte ist, eine Schirmmütze tragen mit der Aufschrift: „Hotel Post".

Um jedem Widerspruche zu begegnen, ließ er die Mütze anfertigen und übergab sie dem Posthalter, der sich nach ein paar brummigen Bemerkungen zufrieden gab und ihn an Martl verwies. Aber was für einen Lärm schlug der Hausknecht, als man ihn mit seinen neuen Pflichten bekannt machen wollte!

An sich schon eine rauhe Natur, wurde er grob, roh und unflätig gegen den angesehenen Bürger; er gab ihm verletzende Schimpfnamen und erklärte, daß er sich von keinem Hanswurste eine Narrenhaube aufsetzen lasse.

Natterer hatte eigentlich Mitleid mit dem Manne, der lange Jahre seinen Posten ausgefüllt hatte, und jetzt, weil die Sache eben doch zu weit gegangen war, die Stelle verlieren mußte.

Allein als Präsident des Fremdenverkehrsvereins durfte er sich der weichen Stimmung nicht hingeben, und er verlangte, wie es seine Pflicht war, vom Posthalter die Entlassung des ungebärdigen Menschen.

Blenniger fragte ihn ruhig:

„Was is dös für a Schmarrn?"

„Ja no," erwiderte Natterer, „mir tut ja der Mensch auch leid, aber ich muß drauf b'stehen, daß er sofort entlassen werd . . ."

„Der Martl?"

„Ja. Er tut mir leid . . .!

„Da tuast ma scho du leid, wann du so was Dumms glaabst, daß i mein alt'n Martl auffag. Dös hättst da ja z'erscht denk'n kinna, daß der dein Bletschari, dein damisch'n, net aufsetzt . . ."

„Also dann muß ich mir als Bürger . . .?"

„Ah was! laß ma mei Ruah mit dein Schmarrn!"

An diesem Tage trug sich Natterer mit der Absicht, sein Geschäft zu verkaufen und von Altaich fortzuziehen.

Seine Frau konnte ihn nicht beruhigen, aber als der Schreiner Harlander dem Verein beitrat und vier Ruhebänke stiftete, vergaß er den Vorfall.

Martl vergaß ihn nicht.

Er wurde und blieb ein Todfeind des hundshäuternen Kramers.

(Fortsetzung folgt.)

# Die Postkarte.

Skizze von G. W. Beyer.

Der Plan war genial ausgedacht. Herr Eduard Bohrer, von Beruf Mitglied des Geselligkeitsvereins „Immergrün", konnte stolz auf sein geistiges Kind sein.

Die Information verdankte er seinem Freund Karl. „Ede", hatte der gesagt, „wenn du wieder einmal ein großes Ding drehen willst, ich weiß 'was für dich." So erfuhr er, daß der Bankdirektor Sperling in seinem Privatgeldschrank 30 000 Mark in Devisen verbergen hielt.

Heute nacht sollte nun das große Ding gedreht werden. Der lieben Gattin sagte man am besten nichts davon, denn sonst schwebte sie unnötig einige Stunden in Angst und Ungewißheit. Wenn er ihr später die Beute auf den Tisch legen konnte, würde die Freude der Teuren um so größer sein.

Nun paßte es ihm großartig in den Plan, daß die Gattin am Nachmittag fortgefahren war, um ihre Mutter über einen empfindlichen Verlust hinwegzutrösten. Denn ihr bis vor kurzem noch hoffnungsvolles Brüderchen hatte das Unglück gehabt, bei einer kleinen Mauserei erwischt zu werden. Nun sollte er auf ein Jahr ins Loch, und das tat der armen Mutter begreiflicherweise weh. So ein lieber Junge, von dem man nie geglaubt hätte, daß er sich jemals erwischen lassen würde!

Herr Eduard Bohrer hatte die Gattin noch zur Bahn gebracht. Der Abschied war herzlich gewesen, und zum Schluß — fast als der Zug schon fuhr — hatte ihm die Frau eine Postkarte in die Hand gedrückt: „Vergiß nicht, sie in den Kasten zu werfen!" Nun war das Feld frei, und Herr Eduard Bohrer konnte ungestört handeln.

Zuerst verschaffte er sich von seinem Freund Fritz eine männliche Wachsbüste, die dieser einmal bei einem Schaufenstereinbruch mitgenommen hatte, weil sie nicht rasch genug aus dem Anzug heraus wollte, in dem sie steckte. Die brachte er nach Einbruch der Dunkelheit nach Hause. Die Nacht war heiß, und so erschien es ein paar Nachbarn ganz natürlich, wenn Herr Eduard Bohrer beim Licht einer Stehlampe einen Divan auf den Balkon schob und sich dort das Nachtlager bereitete. Sie machten es ja zum Teil ebenso. Es war so hell, daß sie die Umrisse seines schwarzen Schädels und seines gebräunten Gesichtes deutlich vom Kissen dort unten sich abzeichnen sahen. Von der Hitze gepeinigt, wachte der eine oder andere in der Nacht wieder auf und freute sich aus reiner Nächstenliebe, daß Herr Eduard Bohrer dort unten doch so vortrefflich schlafen konnte. Sie ahnten ja nicht, daß sie eine Wachsbüste um ihren Schlummer beneideten.

Frau Bohrers braver Ehemann — entzückt von dem wundervollen Alibi, das er sich geschaffen hatte — war inzwischen schon längst frohen Mutes an die Arbeit gegangen. Er hatte das Haus des Bankdirektors Sperling genügend ausgekundschaftet, um ahnen zu können, wo der Geldschrank stand. Außerdem war einmal ein früherer Besitzer so schlau gewesen, ein paar Pappeln hinter das Haus zu pflanzen. Die ragten nun bis zum Dach hinauf, und für Herrn Eduard Bohrer, der das Gartengitter in zwei Sekunden überwunden, war es keine Schwierigkeit, mit Hilfe eines der freundlichen und elastischen Stämme ein offenes Bodenfenster zu erreichen. Fünf Minuten später stand er vor dem Geldschrank.

Der sah in seiner modernen Sachlichkeit ein wenig hartnäckig aus. Doch Herr Bohrer wußte auch, wie so einem Gesellen beizukommen war, und nach viertelstündigem Kitzeln mit dem Schneidebrenner und etlichem Nachhelfen mit der geölten Stahlsäge gab der Geldschrank allen unnützen Widerstand auf. Der nächtliche Besuch kramte schnell und geschickt die ausländischen Banknotenbündel in die Tasche — glücklicherweise hatte der Bankdirektor Sperling für große Scheine gesorgt —, hinterließ dank seiner präparierten Gummihandschuhe noch ein paar deutliche künstliche und daher falsche Fingerabdrücke auf dem Lack des Geldschrankes und empfahl sich auf dem gleichen Wege, auf dem er gekommen war. Ein kleines Zugeständnis an seine etwas schwache Gesundheit bedeutete es, wenn Herr Eduard Bohrer sein Taschentuch hervorzog und sich den Schweiß des fleißigen Geldschrankknackers von der Stirn wischte, bevor er seinen Kopf aus dem Dachbodenfenster streckte und mit Hilfe eines Strickes die elastische Pappel zu sich herüberzog.

Eine halbe Stunde später hatte er seine Beute seinem Freund Karl anvertraut, von dem er wußte, daß er ein Ehrenmann unter seinesgleichen und nichts unterschlagen würde. Dann eilte er leichtbeschwingten Fußes nach Hause und erreichte ungesehen seine Wohnung. Er weckte seinen wächsernen Stellvertreter aus dem Schlummer und schlief dann selbst den Schlaf des Gerechten. Am Morgen kochte er sich dank der schönen Hitze, die der im Herde brennende Wachsmann ausstrahlte, eine vorzügliche Tasse Kaffee.

Herr Eduard Bohrer wollte sich soeben nach einem kräftigen Frühstück zu seinem Freunde Karl begeben, als Herren in Zivil bei ihm Einlaß begehrten. Er ließ sie mit der gerechten Entrüstung des pflichtbewußten Staatsbürgers eintreten, der den Besuch der Kriminalpolizei als eine Beleidigung empfinden muß. Mit Entrüstung wies er den Verdacht zurück, den Einbruch beim Bankier Sperling ausgeführt zu haben: „Ich bin die ganze Nacht zu Hause gewesen und habe auf dem Balkon geschlafen. Die Nachbarn können es bestätigen."

„Na", meinte aber der Kommissar ungerührt, „wir wollen Sie lieber doch mitnehmen, Verehrtester. Der Polizeipräsident würde es mir nicht verzeihen, wollte ich Sie trotz dieses wundervollen Beweisstückes hier laufen lassen." Er zog gelassen eine Postkarte aus der Tasche und hielt sie Herrn Eduard Bohrer unter die Nase: „Wir fanden das bei Herrn Sperling auf dem Boden. Ehemänner sollten nie vergessen, Postkarten, die ihnen von ihren Frauen zum Einwerfen gegeben wurden, in den Briefkasten zu stecken."



## Bunte Chronik



* **Haben die Tagfalter einen Farbensinn?** Daß die Bienen einen Farbensinn besitzen, kann jetzt als eine erwiesene Tatsache gelten. Neuere Untersuchungen machen es aber mindestens sehr wahrscheinlich, daß auch die Tagfalter das Vermögen haben, Farben zu erkennen. Man hat es ja schon längst beobachtet, daß sie von Blumen bestimmter Färbung sich besonders angelockt fühlen und sie am häufigsten aufsuchen. Dabei ist es nicht so, daß alle Falter für dieselbe Farbe die größte Vorliebe haben, sondern es bestehen hier wesentliche Artunterschiede. Die Kohlweißlinge bevorzugen Blumen mit roter Färbung, die Zitronenfalter blaue und purpurne, die Pfauenaugen gelbe und blaue. Nun besteht freilich noch die Möglichkeit, daß es sich doch nicht um einen ausgesprochenen Farbensinn bei den Faltern handelt, der sie die Blumen gewisser Färbungen bevorzugen läßt, sondern daß sie nur hell und dunkel zu unterscheiden vermögen. Weitere Versuche, die dieser Frage noch näher auf den Grund gehen wollen, werden voraussichtlich nächstens vorgenommen werden.

* **Tiertuberkulose, eine Folge der Schlempefütterung?** Bekanntlich beschränkt sich die Tuberkulose nicht nur auf die Menschen, sondern diese Seuche wütet auch unter den Tieren, besonders Kühen, und kann hier durch den Genuß von Milch wieder auf die Menschen zurückübertragen werden. Es ist darum von der größten Bedeutung, daß die Ursachen dieser Erkrankungen bei den Tieren erforscht und Mittel zu ihrer Bekämpfung gefunden werden. Während in der Kriegszeit die Krankheit bei den Tieren stark zurückging, hat sie seit 1921 wieder zugenommen. Der Rückgang wird darauf zurückgeführt, daß im Kriege die landwirtschaftlichen Brennereien geschlossen waren. Die Ernährung mit Brennereiabfällen begünstigt nämlich zum mindesten die Tuberkulose. Die Brauereiabfälle sind nicht so gefährlich. Vielleicht ist es überhaupt nicht der in den Abfällen enthaltene Alkohol, der die Schädigung verursacht, sondern die vergorene Maische. Jedenfalls hat man festgestellt, daß unter dem Schlachtvieh der Brennereibesitzer, sowie unter den Tieren, die viel mit Brauereirückständen gefüttert werden, die Krankheit besonders häufig ist. Gegenüber der Anschauung von der Unentbehrlichkeit der Schlempe und der Treber wäre diese Feststellung, wenn sie sich bestätigt, von großer Bedeutung.

## Lustige Rundschau



* **Der Vorsichtige.** Der Komponist Millöcker wurde einmal in Wien von einem Kollegen auf der Straße angehalten, der ihn einlud: „Kommen Sie doch heute abend zu uns, es wird sehr gemütlich werden. Erst wird meine Frau etwas singen, wobei sie von meiner Tochter auf dem Flügel begleitet wird. Um neun Uhr essen wir dann."

„Danke sehr!" erwiderte Millöcker. „Ich werde — Punkt neun Uhr da sein!"

*

* **Testament.** Ein vermeintlich reicher Mann starb, nicht ohne vorher auf Anraten seiner Freunde ein Testament gemacht zu haben. Als man dieses öffnete, enthielt es nur folgende Worte: „Ich bin viel schuldig und habe von meinem Vermögen nichts mehr. Den Rest vermache ich den Armen!"

*

* **Die Jugend von heute.** Lehrer: „Nun, Kinder, was wollen wir denn jetzt mal singen?"

„Am schönsten sind die Mädchen, wenn sie baden gehn, Herr Lehrer!"

*

* **Galant.** Kurz nach seiner Heirat verreiste Mark Twain auf einige Wochen allein, um Vorträge zu halten. Als er zurückgekehrt war, fragte ihn seine Frau:

„Hast du unterwegs oft an mich gedacht?"

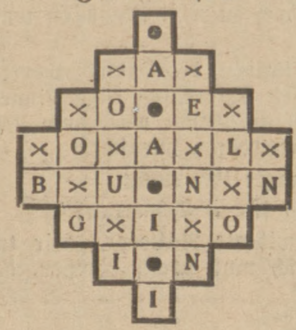
„Aber Teure", erwiderte Twain, „du wirst doch nicht etwa annehmen, daß ich neben dir nur einen Augenblick andere Dummheiten im Kopfe habe."



## Rätsel-Ecke



### Füll-Rätsel.




Die Punkte und Kreuze dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen, um Wörter zu bilden. Sind es die richtigen Wörter, so ergibt die fettgedruckte senkrechte Linie den Namen eines großen Virtuosen.

*

### Rätselhafte Inschriften.

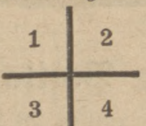
De n gesc hickt enhäl tma nw ert,
De nun gesc hic kte nnt ema ndb
ege hr t.

W asd uheu tet unk anni t ve rsch
ieb enic hta ufm or gen.

Was bedeuten diese sonderbaren Sätze?

X.

### Silbenkreuz-Rätsel.




1 u. 2 Malgerät, 3 u. 4. Widerhall,
3 u. 2 Tier, 4 u. 1 Komponist.

*

### Auflösungen der Rätsel aus Nr. 174.

**Zahlen-Rätsel:**

| 64 | 26 | 70 | = 160 |
|---|---|---|---|
| 42 | 78 | 40 | = 160 |
| 54 | 56 | 50 | = 160 |
| = | = | = | |
| 160 | 160 | 160 | |

*

**„Für ganz Schlaue!":**

Nur eine,
denn die anderen rücken alle vor.

*

**Figuren-Rätsel:**




Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.